

Redigiert erschienen in der FAZ, Ressort Beruf und Chance, Campus, unter dem Titel „Die Kleiderordnung des Studierens“ am 26./27. Januar 2008

Ein großer bunter Zoo

In jedem Fach haben die Studenten ihren eigenen Habitus. Er bestimmt wie der Einzelne sich kleidet, wie er seine Wohnung einrichtet und welche Partnerschaften er eingeht. Abhängig ist er besonders von der sozialen Herkunft.

Der Magisterstudiengang wird nun abgeschafft, aber Magisterstudenten hatten auch ein schweres Leben. Zumindest, wenn man Lorena Jaume-Palası glauben darf. Es habe eine Zeit gegeben, da arbeitete die Spanierin in Berlin am Wissenschaftskolleg, ging danach zum Seminar bei den Philologen, anschließend zu den Politologen und dann zu den Historikern. „Und ich dachte, ich werde verrückt“, stöhnt die zierliche 29-Jährige. „Im Wissenschaftskolleg musste man schick aussehen. Bei den Historikern war weniger Eleganz angesagt, bei den Politologen alternativ-flippige Kleidung und im Philologie-Seminar demonstrierte man, wie unwichtig dieses ganze Gehabe war, indem man sich möglichst nachlässig kleidete.“ Sie schwört deswegen auf die Zwiebel-Technik: Am besten trage der kluge Student ein langarmiges T-Shirt, habe ein Hemd dabei, ein Jackett darüber und einen Mantel. Das ließe sich dann nach Belieben variieren. Nicht zu empfehlen sei es, wie ein Jurist bei den Historikern aufzutauchen. „Mit Hemd, Sakko und Timberlands an den Füßen kommt man dort im Seminar nicht so gut an“, meint die Unternehmertochter.

Beobachtungen, die der Kommunikationspsychologe und Karrierecoach Stephan Lerner bestätigen kann. „Psychologen fahren Volvo und BWLer Cabrio. Philosophen treten eher nur moderat gepflegt auf, weil sie damit vermitteln, dass sie nicht viel Wert auf schnöde Äußerlichkeiten legen“, sagt er. Ein Verhalten, das meistens unbewusst ablaufe. Man suche sich immer das Studium, das der eignen Persönlichkeit entspreche, inhaltlich wie auch vom Lebensstil.

Dieser entsteht weder zufällig, noch ist er frei gewählt. Wie jemand der Welt begegnet, in welcher Gesellschaft er sich wohl fühlt, welchen Beruf und welches Studium er wählt, hängt stark mit seiner sozialen Herkunft zusammen. Denn je nach dem, in welcher Schicht eine Person aufgewachsen ist, verfügt sie nicht nur über unterschiedliche ökonomische Ressourcen, sondern auch über ein bestimmtes soziales und kulturelles Kapital – Begriffe, die insbesondere der französische Soziologe Pierre Bourdieu Anfang der 80er Jahre prägte. Gerade das verinnerlichte kulturelle Kapital in Form von Wissen und Bildung bestimmt, was gefällt und angestrebt wird. Die Studienwahl wird so zur Geschmacksfrage. „Das für ihn selbst als richtig empfundene Fach findet ein Abiturient dann, wenn der jeweilige Habitus des Faches mit seinem persönlichen Habitus zusammenpasst“, erklärt Markus Schölling, Assistent am sozialpädagogischen Lehrstuhl an der Universität Wuppertal, den meist unbewusst ablaufenden Mechanismus bei der Studienentscheidung. Er hat empirisch untersucht, welcher Habitus an welcher Fakultät vorherrscht und festgestellt, dass dieser sich keineswegs nur auf die Manieren oder Kleidungsstil beschränkt. Den Fachhabitus könne man in allen Lebensbereichen beobachten, vom Lernstil über die Wohnungseinrichtung bis hin zu dem, was der Student bevorzugt isst oder wie er Partnerschaften führt. Zum Beispiel die Ingenieurstudenten: Sie seien meist Kinder aus kulturell und ökonomisch niedrigeren gesellschaftlichen Schichten. Genauso wie Sozialwissenschaftler, die aus ähnlichen Milieus kommen. Im Gegensatz zu ihnen lernten die angehenden Ingenieure aber vorwiegend zu Hause, selten in der Bibliothek, gerne in Gruppen. Gingen sie abends aus, zögen sie sich nicht extra um. Der Kleidungsstil bleibe durchgehend bieder: Hemd, Jeans, keinen Gürtel. Auch in ihren Wohnungen gebe es nicht mehr als das Nötigste, an den

Wänden hingen oft Filmplakate. Beim Essen bevorzugten sie das, was leicht zuzubereiten sei und satt mache. Typisch seien für diese Haushalte Gerichte mit Kartoffeln, meint Schölling.

Der Lebensstil von Medizinern oder Juristen, die in der Regel mehr sozio-kulturelles Kapital von zu Hause mitbrächten, dagegen sieht anders aus. Die Möbel in ihren Wohnungen seien zwar auch in der Regel studentisch und einfach. Aber sie seien hochwertiger und so ausgesucht, dass sie zusammen passten. Als auffällig bei den Medizinern beobachtet der Gesellschaftswissenschaftler außerdem, dass sie ihre Kleidung stark an der der Professoren ausrichteten. In keinem anderen Studium wäre dieser Bezug so deutlich zu beobachten. Und wenn man nach Jackett- und Hemdträgern sucht, wird man wohl nicht überraschenderweise am Fündigsten in der juristischen und der betriebswirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Selbst wie man Partnerschaften führt, unterscheidet sich von Fach zu Fach. In keinem anderen Fach habe er so kontinuierliche Partnerschaften wie bei den Juristen und Medizinern beobachtet, erzählt Schölling. Besonders Jurastudenten verbrächten viel Zeit mit ihrem Partner, der überdurchschnittlich häufig aus dem eigenen Fach komme. Anders sei dies bei den Sozialwissenschaftlern, die mehr Kontakt mit Kommilitonen anderer Fachrichtungen hätten, ähnlich bei den Ingenieurwissenschaftlern. Was jedoch wohl auch damit zu tun habe, dass dort wenige Frauen anzutreffen seien. – Eine Situation, die sich ebenfalls auf den Fachhabitus auswirke. Nicht ohne Grund sei das Bild des mit falsch zu geknöpftem Hemd leicht verwirrt drein blickenden Ingenieurstudenten bekannt, meint der Wissenschaftler. „Diesen Studenten fehlt einfach völlig das kulturelle Kapital.“

Heißt das, dass man nicht von seiner Herkunft loskommt? Einmal Jurist immer Jurist? Nein, ganz so einseitig könne man es nicht sehen, sagt Schölling. Gerade bei Jura oder Medizin fänden sich auch viele soziale Aufsteiger. Allerdings werde dort der Habitus nach wie vor durch eine bestimmte soziale Klasse geprägt. Etwas Anpassung ist erforderlich, um sich dort wohl zu fühlen, kommt man nicht aus dem gleichen Milieu. Wenn man nicht schon einen vorbereiteten Boden mitbringe, fühle man sich fehl am Platz. Äußerst selten sei es deswegen der Fall, dass ein Kind aus einer Ingenieurfamilie beispielsweise Theologie studieren wolle. Dafür fehle in diesen Fällen meist das kulturelle Kapital, ohne das ein solches Studium nur zu übermäßiger Mühe und Frustration werde. Aus diesem Grund würden viele Kinder ähnliche wenn nicht die gleichen Fächer studieren wie ihre Eltern. Den spezifischen Fachhabitus und ihren sozialen Status reproduzierten sie damit immer wieder. „Den Habitus schleppt man mit wie eine zweite Haut“, ist Schölling überzeugt.

Etwas, das Statistiken bestätigen. Laut der 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks entscheiden sich Abiturienten entsprechend nach ihrer sozialer Herkunft für ein Studium: Kinder aus niedrigeren gesellschaftlichen Schichten wählten eher Fächer wie Sozialwissenschaften, Sozialwesen, Pädagogik, Psychologie oder Ingenieurwissenschaften. Menschen aus höheren sozialen Milieus hingegen bevorzugten Humanmedizin, Physik, Astronomie, Musik, medienbezogene und künstlerische Fächer. Allgemein die höchste akademische Reproduktion war im Wintersemester 2006/2007 nach Untersuchungen zum 10. Studierendensurveys der Gruppe Hochschulforschung an der Universität Konstanz im Studienfach Medizin zu beobachten, nämlich mit 65 Prozent (siehe Grafik). Im Durchschnitt studierten laut einem Artikel von Frank Multrus, Mitglied derselbigen AG, 27,5 Prozent der Studenten in Fachtradition, die sich für dasselbe Fach wie ihre Eltern entschieden.

Was jedoch nicht unbedingt bedeutet, dass jeder einfach nur etwas studiert, weil auch der Papa es macht. „Ich habe mir sehr lange sehr genau überlegt, warum ich Medizin studieren möchte“, sagt Florian Deuschl, der an der Georg-August-Universität Göttingen Medizin studiert und promoviert. Er habe sich ganz bewusst für sein Studium entschieden. „Menschen zu Gesundheit zu verhelfen ist eine der schönsten und vielseitigsten Beschäftigungen, die ich mir vorstellen kann“, erklärt er seine Fachwahl. Nichtsdestotrotz habe bei ihm die Begeisterung seines Vaters für Medizin und dass er von klein auf viel über den Arztberuf erfahren habe, sicher eine wichtige Rolle bei seiner Fachwahl gespielt.

„Bei der Studienwahl muss jeder einfach wissen, was er sich einhandelt“, findet der Psychologe Stephan Lermer. „Entscheidend ist, wo man hingezogen wird, mit wem man sich vergleichen möchte“, sagt der Münchener. Der angehende Student müsse sich gut überlegen, was er suche und wie sich das Studium in der Praxis ausmache. Er empfiehlt dazu Menschen zu fragen, die bereits im Beruf stehen und mit Kommilitonen in höheren Semestern zu sprechen. Jede Fakultät habe schließlich ihre eigene Chemie. Als einen Umstand beklagenswerter Oberflächlichkeit sieht Lermer dies allerdings nicht an. Die einen fänden das geleaste Beetle-Cabrio eben affig und für die anderen sei das rostige Fahrrad etwas für Verlierer. „Das gibt es alles und soll es auch geben. Es ist wie ein großer bunter Zoo. Man muss nur wissen, wo man sich zugehörig fühlt und sollte nicht einfach blauäugig eine Studienwahl treffen“, findet er.